

Die Malerin Felka Platek (1899-1944) – Fragmente aus dem Leben einer Künstlerin

von Anne Sibylle Schwetter



Felka Platek, Selbstbildnis vor offenem Fenster, 1940, Gouache, Felix-Nussbaum-Haus Osnabrück. Foto: Hermann Penternann

Das Leben und Schaffen der Künstlerin Felka Platek bleibt in vielerlei Hinsicht bruchstückhaft. Während ihr Ehemann, der Maler Felix Nussbaum (1904-1944), ein ebenso umfangreiches wie bedeutendes Œuvre hinterließ, zeugt Plateks Nachlass hauptsächlich von Verlusten. Es ist ein Sinnbild für das Leben einer Künstlerin, das geprägt war von den Rollenerwartungen an eine Frau in einer von Männern dominierten Welt, von persönlichen wie politischen Schicksalsschlägen und schließlich von Vernichtung, weil sie Jüdin war.

Geboren wurde Felka Platek am 3. Januar 1899 in Warschau, als Tochter von Leon Platek und Salome Strumfeld. Es ist nur wenig über ihre Herkunft bekannt. Sie wuchs wahrscheinlich in einfachen Verhältnissen auf. Wohl Ende des Ersten Weltkriegs verließ sie Warschau und ging nach Berlin. Gründe für diesen Aufbruch lassen sich nur vermuten: Das künstlerische Klima der deutschen Hauptstadt, das Aufbrechen der tradierten Geschlechterrollen, die Flucht vor den widrigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen in ihrer polnischen (damals russischen) Heimat. Fest steht lediglich, dass sie 1924 eine Ausbildung zur Malerin an dem privaten Studienatelier der Lewin-Funcke-Schule in Berlin begann. Ihr Lehrer war Ludwig Meidner, dessen expressionistische Malerei in ihrem Werk

Spuren hinterließ. Hier begegnete sie auch Felix Nussbaum, mit dem sie die Leidenschaft für die Kunst und fortan ihr Leben teilte.

Die frühesten erhaltenen Werke Plateks stammen aus dem Jahr 1927. Wengleich es keine Hinweise auf eine Beteiligung der Malerin am öffentlichen Kunstgeschehen gibt, ist davon auszugehen, dass sie sehr wohl berufliche Selbstbestimmung und einen eigenen Lebensentwurf anstrebte. Insbesondere ihre Porträts wurden von Zeitzeugen geschätzt. Fritz Steinfeld, ein Freund Nussbaums, lobte Platek als „über den Durchschnitt begabte Porträtistin“, deren Werke ehrliche, lebensnahe Bilder schafften. Steinfeld zufolge stellte sie ihre künstlerischen Fähigkeiten jedoch weit hinter die Nussbaums, der bereits in Berlin frühe Erfolge feierte. Für diesen wiederum war sie offenbar eine wichtige Stütze – nicht nur zwischenmenschlich, sondern auch als geschätzte Kritikerin und Künstlerin an seiner Seite.

1932 begleitete sie Nussbaum nach Rom, wo er als Studiengast der Villa Massimo gefördert wurde. Diese Zeit war für Platek von einem herben Schicksalsschlag geprägt. Ein Dachstuhlbrand in der Berliner Ateierwohnung des Paares vernichtete nahezu alle Werke der Künstlerin. Ihre Habseligkeiten wurden auf zwei Koffer reduziert. Die Machtübertragung an die Nationalsozialisten führte zu einem abrupten Bruch im Leben des Künstler:innenpaares, das nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte. Ab 1935 begann das Leben im belgischen Exil, geprägt von Unsicherheiten und Sorgen, von immer neuen Ortswechseln und den täglichen Herausforderungen des Emigrant:innen Daseins.

Soweit das heute erhaltene Werk Rückschlüsse zulässt, wandte sie sich im Exil verstärkt Stillleben zu, die das häusliche Umfeld in den Blick nehmen. Diese Hinwendung mag sowohl Ausdruck der Einschränkungen des Exils gewesen sein als auch eine Form des Rückzugs als Künstlerin – während Nussbaum weiterhin versuchte, sich trotz der zunehmend erschwerten Bedingungen im Exil in Brüssel als Künstler zu behaupten. 1937 heirateten sie und bezogen eine feste Bleibe in der Rue Archimède in Brüssel. Nach Kriegsausbruch und unter wachsender existentieller Gefährdung des Paares unter der deutschen Besatzung tauchten sie ab 1942 im Versteck unter.

Wie vermutlich schon in Berlin schuf Platek weiterhin Auftrags- und Gefälligkeitsporträts, wie das von Frau Etienne, ihrer Nachbarin in der Rue Archimède. Doch selbst vor dem Hintergrund der erschwerten Bedingungen malte sie Werke von



Felka Platek, Stillleben mit Agave, Gießkanne und Zwiebel, 1943, Gouache, Felix-Nussbaum-Haus Osnabrück. Foto: Hermann Penternann

beeindruckender Qualität. Ihr „Selbstbildnis vor offenem Fenster“, entstanden um 1940, offenbart mit dem vor der Brust verschränkten Arm und dunklen Kolorit des surreal verschatteten Gesichts ein von Sorgen und Belastungen gezeichnetes Selbst.

Noch 1943 entstand eine Reihe von Stillleben, die die malerische Begabung Plateks bezeugen, wie das „Stillleben mit Agave, Gießkanne und Zwiebel“. Komposition, Kolorit und der weiche, geschwungene Pinselstrich der banalen Objekte sind Zeugnis ihrer Fähigkeit, nüchterne Alltagsgegenstände in ausgewogener Schönheit darzustellen.

Aufgrund der Sorge, in der Archimède entdeckt zu werden, waren die letzten Lebensmonate für das Paar von der Suche nach sicheren Verstecken geprägt.

Spätestens im Juni 1943 fanden sie eine Zeitlang ein Versteck bei der Familie Giboux-Colloin in der Rue Général Gratry 23 in Brüssel. Die Familie stand offenbar in einem freundschaftlichen Verhältnis zu Platek und Nussbaum. Die Mitglieder

der Familie ließ Felka Platek in zarten, ausdrucksstarken Porträts lebendig werden. Diese Bildnisse gehören zu den letzten Werken, die Platek vor ihrer Verhaftung im Juni 1944 schuf. Am 21. Juni 1944 wurden Platek und Nussbaum in der Rue Archimède verhaftet, deportiert und schließlich in Auschwitz ermordet.

Felka Plateks Lebensgeschichte verkörpert eindrücklich die Brüchigkeit und Verluste, die das jüdische Leben des 20. Jahrhunderts prägten. Und doch bewahrt ihr fragmentarisch überliefertes Werk die Erinnerung an ein Künstlerinnenleben, das ihren Mut, ihr Selbstbewusstsein und ihr bemerkenswertes künstlerisches Talent aufscheinen lässt.

Anne Sibylle Schwetter ist Kunsthistorikerin und Kuratorin der Sammlung Felix Nussbaum im Museumsquartier Osnabrück. 2024 war sie Stipendiatin der Villa Massimo in Rom. Seit mehr als 20 Jahren wohnt sie sich mit zahlreichen Publikationen dem Leben und Werk des deutsch-jüdischen Malers Felix Nussbaum.

Casanuova di Nittardi 2023

Vigna Doghessa – das 43. Künstleretikett



Etikett und Einschlagpapier von Chun Kwang Young für Casanuova di Nittardi 2023

Künstleretikett und Einschlagpapier des Jahrgangs 2023 konnten wir den ebenso berühmten wie beeindruckenden südkoreanischen Künstler Chun Kwang Young gewinnen.

Wie kein anderer Künstler schafft es Chun die dreidimensionale Form der antiken Kultur Koreas auf der Leinwand einzufangen. Seine Inspiration erhielt Chun in der besonderen Ästhetik des Alltags, als seine Frau mit einem Päckchen Medikamente nach Hause kam, das sorgfältig in Hanji verpackt war, einem besonderen Maulbeerpapier, das hauptsächlich in der koreanischen Druckkunst genutzt wird, fein bedruckt mit kleinen chinesischen Schriftzeichen. So erinnert sich Chun, dass die sorgfältig gebundenen Päckchen mit dem Wohlsein bringenden Inhalt in den Apotheken seiner Heimat an Schnüren von der Decke hingen. In kleinteiliger und geduldig Arbeit klebt Chun Hunderte bis Tausende kleine Päckchen auf die Leinwand, die er in monumentalen Farber Explosionen zum Leuchten bringt:

„Meine Kunst besteht aus unzähligen kleinen, handgefalteten Fragmenten, die sich zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügen – so wie auch im Wein viele Elemente zusammenkommen, um eine vollendete Komposition zu ergeben. Die Verbindung meiner Arbeit und Nittardi ist besonders tief: Beide stehen für Geduld, Handwerk und die Suche nach innerer Harmonie.“

Für Casanuova di Nittardi 2023 Chianti Classico DOCG hat Chun zwei herrliche Kunstwerke geschaffen: Ein explosives farbenprächtiges Etikett sowie ein nachdenklicheres Motiv in Blau- und Grautönen für das Seidenpapier, das sich ästhetisch und sanft um die besondere Qualität in der Flasche hüllt. JF

Bocca di Rosa

Zum 750. Todestag von Giovanni Boccaccio

Man lasse sich nicht täuschen von dem Gruppenporträt, darin der Hofmaler Vasari die Heroen der florentinischen Dichter- und Gelehrtenwelt dreier Jahrhunderte zum Ruhme des Hauses Medici (ihr Kugelwappen, im Vordergrund zu Globen aufgebläht) annähernd so präsentiert, wie ein gegenwärtiger amerikanischer Präsident sich und seine Entourage vermutlich auf einem Wandgemälde im künftigen Donald J. Trump Center für the Performing Arts sehen möchte. An seinem Tafelort im geliebten Baptistarium die Lorbeerkrone zu empfangen war der Traum Dantes, der mit Cavalcanti und Petrarca die Poesie und das Exil teilte. Anders Boccaccio, auch er ein Außenseiter, der im fortgeschrittenen Alter zum Insider wurde, als er die bis heute reichende Tradition der öffentlichen Lectura Dantis ins Leben rief: Der unehelich geborene Kaufmannssohn, dessen Mutter im Wochenbett verstarb, streifte zwischen den Städten und Höfen Italiens umher und schaute allorts dem Volk aufs Maul. Seine Biographie gibt Rätsel auf, doch eines war er nicht: Er war kein lateinischer Humanist, verfügte, bis er unter den Einfluss Petrarcas kam, über wenig Lateinkenntnisse, um vielmehr in der Sprache Dantes, dem toskanischen Dialekt, aus dem das moderne Italienisch entstand, in Reimen und Sonetten die Liebe zu besingen, wenn auch die zumeist unglückliche, unerfüllte oder geradezu unwirkliche. Doch anders als bei seinen älteren Kollegen, erhielt die zum Topos des Unsaybaren schlechthin gewordene „Frau im Kopf“ – „la donna della mia mente“, von der Dante zufolge, „so zu sprechen (sei), wie nie zuvor von einer Frau gesprochen wurde“ (deshalb: besser gesungen!!!) – bei Boccaccio eine irdische, körperliche, sexuelle und sogar gesellschaftsdefizierende Statur, wie in der Rahmenhandlung des Decamerone, vor dem Hintergrund der Schwarzen Pest und des gesellschaftlichen Zusammenbruchs des Jahres 1348. Dazu aber musste Boccaccio von der Lyrik zur Prosa wech-

seln, und da er ein guter Zuhörer und überall Auge und Ohr war, verdanken wir seinem Meisterwerk, den zehn Tagen des Decamerone, die Erfindung der modernen Novellendichtung. VB



Die sechs italienischen Poeten, Väter der italienischen Sprache. Von links nach rechts: Cristoforo Landino, Marsilio Ficino, Francesco Petrarca, Giovanni Boccaccio, Dante Alighieri und Guido Cavalcanti. Bild: Giorgio Vasari, Sei poeti toscani, 1544, Öl auf Holz, Minneapolis Institute of Art

Impressum Gazzetta di Nittardi, gegr. 1983 Herausgegeben von Dott. Stefania Canali Grünsburgweg 123 – 60323 Frankfurt Tel. 069 72 09 99 E-Mail: info@stefania-canali.de www.stefania-canali.de Redaktion und Gestaltung: Damiano Femfert, Jonathan Finke, Felix Schonbach, Atelier Stepp Übersetzung: AN.SE: www.anstetraduzioni.it Druck: www.zeitler.de



Gazzetta di Nittardi

Nachrichten aus dem Herzen der Toscana

Mascha Kaléko

Die Reise ihres Lebens

von Volker Weidermann

Sie musste wohl hier enden, ihre Traumreise in die Vergangenheit. Hier in Rom, wo die monumentale Vergangenheit der Menschheit Stein geworden ist und von Millionen Touristen als Ruine immer wieder bestaunt wird. Mascha Kaléko, deren Gedichte heute, mehr als fünfzig Jahre nach ihrem Tod, in Deutschland populärer sind denn je, sie hatte sich im Jahr 1956 auf eine sonderbare Traumreise begeben. Von New York aus, wohin sich die 1907 im galizischen Chrzanów geborene jüdische Dichterin 1938 zusammen mit ihrer Familie vor der deutschen Naziherrschaft gerettet hatte, war sie jetzt zum ersten Mal wieder nach Deutschland gefahren. Sie wollte eigentlich nicht. Ihre einst übergroße Liebe zur deutschen Sprache und zur deutschen Kultur hatte sich im Exil längst in Hass verwandelt. „Wie hass‘ ich euch, die mich den Hass gelehrt“, hatte sie in New York gedichtet. Und war nun doch zurückgekehrt, hatte Triumph gefeiert, war willkommen geheißen worden, ihr erster Gedichtband war wieder aufgelegt und sofort ein Bestseller geworden. Mascha Kaléko hatte ein verrücktes Jahr in Deutschland erlebt und ihr war manchmal, als fingte jetzt, mit 49 Jahren, ihr Leben noch einmal von vorne an. Würde sie wieder eine deutsche Dichterin in Deutschland werden können? Konnte diese Reise in die Vergangenheit eine Reise in die Gegenwart werden?

Mascha Kaléko war erschöpft von den Triumpfen, überrascht von all der Liebe und ließ ihr europäisches Wunderjahr zunächst in der Schweiz ausklingen. Im Herbst fuhr sie nach Locarno, traf dort auf alte deutsche Emigranten wie Erich Maria Remarque, aber die Schweiz war ihr auf Dauer zu öde, zu ereignisarm. Und so beschloss sie, ihre große Reise ins Dazumal im Süden abzuschließen, in Rom. 23 Jahre, so schreibt sie in ihren Mann Chemjo Vinaver in New York, habe sie diese Reise nach Rom geplant, 24 Jahre lang habe sie von Rom geträumt. Jetzt endlich soll es Wirklichkeit werden.

Die Reise Richtung Süden hatte herrlich begonnen. Ein befreundetes Liebespaar – eine Journalistin und ein Kunstbändler – hatte ihr in Ascona eine wundervolle Abschiedsparty mit Dinner im besten Restaurant der Stadt gegeben – und Mascha, die notorisch in Geldnot wie hungrig und gennussfreudig war, hatte die Schweiz selig in Richtung Italien verlassen. Ihre Freunde nahmen sie in ihrem Auto mit, zum Schloss Duino, wo Rainer Maria Rilke 1912 seine Duineser Elegien begonnen hatte. Der Kunstbändler hatte dem Schlossherrn, dem Grafen von Thurn & Taxis eine Madonna abzuferren. So ging es mit Mascha und Madonna im Auto in Richtung Triuno, Duino und schließlich über Mailand bis nach Rom. Endlich. Ihr Rom.

Allein – nach dem ersten Tag wäre sie gern schon wieder abgereist. Es war kalt in Rom, sie kannte keinen Menschen, fand kein bezahlbares Hotel, sprach kein Wort italienisch und hatte nicht einmal ein Buch dabei. „Rom sei sicher himmlisch, wenn man sich keine Sorgen um Geld machen müsse.“ Sie jedoch musste

sich wahrlich Sorgen machen. Es war doch gerade erst der erste Tag des so lange erträumten italienischen Winters. Von Rom aus sollte es weiter nach Sizilien, dann nach Capri gehen. In die Sonne. Die sie in ihrem gleichnamigen Gedicht so schön besungen hatte:

Ich tat die Augen auf und sah das Helle, Mein Leid verklang wie ein gehauchtes Wort. – Ein Meer von Licht drang flutend in die Zelle, Das trug wie eine Welle mich hinfort, Und Licht ergoss sich über jede Stelle, Durchwachte Sorgen gingen lets zur Ruh. – Ich tat die Augen auf und sah das Helle, Nun schließ ich sie so bald nicht wieder zu.

Alles schon vorbei? Ihr Italien – zu kalt, zu teuer, zu einsam, zu bewölkt? „Aber ich nehme mir vor, nicht zu verzweifeln“, schreibt sie an Chemjo. Und wie beinahe immer bei Mascha Kaléko – was sie sich fest vornimmt und schriftlich vorwegnimmt – das kommt dann auch ungefähr so. Rom jedenfalls zeigt sich schon am nächsten Tag von seiner besten Seite. Eine bezahlbare Unterkunft am Park der Villa Borghese hat sie gefunden, sie läuft durch die Straßen Roms und kommt aus dem Staunen über die Monumentalität und die Schönheit nicht hinaus. Sie liebt die Sonne, die Kinder, den Verkehr, die freundliche Aufgeregtheit der Menschen, liebt das Essen, den Wein, listet alle Preise sorgfältig in ihren Briefen auf und erkundigt sich bei Chemjo, ob sie vielleicht zu großzügig mit sich selbst sei. „Bist du entsetzt?“ fragt sie ihn.

„Anzusehen ist diese Altstadt herrlich und man kann wohl Jahre hier leben, ohne alles gesehen zu haben oder des Herumflanierens müde zu werden.“ Sie schwärmt und schwärmt – „es ist eine phantastische Stadt“ und „das Essen hier ist herrlich wenn man in die guten Restaurants geht, und sobald Geld ankommt, geht ich auch mal, inzwischen futtere ich so herum in einer Art San Remo Spaghetti-Trattoria.“ Zwei Personengruppen liebt sie besonders: die Polizisten und die Kinder. Im Angesicht der humorvollen, die Regeln entspannt auslegenden Beamten erscheinen ihr die Polizisten des Nordens im Rückblick noch unangenehmer. „Die deutsche Brutalität geht mir erst jetzt auf, im Vergleich zu den Polizisten Roms.“ Als Mascha Kaléko einmal unbedacht auf die Straße trat und beinahe von einem Wagen überrollt worden wäre, meinte ein Polizeibeamter lächelnd zu ihr: „Da hat Dich aber der Himmel bewahrt, Signora!“ Wie genau sie den schönen Satz sich – bei völlig fehlendem Italienisch-Kenntnissen – übersetzt hat, wissen wir nicht. Aber die Emigrantin aus New York hat ein starkes Sprachgefühl. Sie wird den sinnigen Beamten schon richtig verstanden haben.

Noch lieber als die Polizisten von Rom mag sie die Kinder der Stadt. „Wie gut es die Kinder Roms haben. Da spielen sie im Sonnenschein neben tausendjährigen Kunstwerken, werden von einem Eselwägelchen durch die Allen gefahren.“ Die Eltern laufen plaudernd hinterher, „während die Kinder jubeln oder etwas ängstlich in die Welt gucken.“ Was die Ostjüdin Mascha Ka-



Mascha Kaléko 1930 auf Hiddensee, Deutsches Literaturarchiv Marbach.

léko im Angesicht dieser Kinder und des Glücks der Eltern mit diesen erblickt, ist Heimat. Eine traurig-freudige Erinnerung: „Die Kinder werden verwöhnt in ganz almodischer Art: nicht unsere Art, sie erwachsen (oder wie kleine Erwachsene) zu behandeln, sondern so wie man bei Erwachsenen die Kinder behandelte wenn sie ganz klein waren, ‚Mein Putele, mein Schnuckele‘ und kuschelt und spielt mit ihnen – und es scheint ihnen besser zu bekommen wie alle moderne Erziehung.“

Und so hätte in diesen Tagen in Rom ein sorgloser Herbst und Winter für Mascha Kaléko beginnen können. Etwas Wärme, etwas stolzes, ungläubiges Zurückdenken an dieses traumhafte Jahr in die eigene Vergangenheit zurück, verbunden mit neuer Kraft für dieses nun beginnende, neue Leben. Doch ihre Liebesgeschichte mit Italien endet jäh. Nach kaum einer Woche in Rom erreicht sie die Nachricht, dass ihr Vater gestorben sei. Ihr geliebter Vater, der zusammen mit seiner Frau und den zwei jüngsten Geschwistern Maschas kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten nach Palästina geflohen war. Sie weiß – eigentlich müsste sie zu ihrer trauernden Mutter nach Israel. Die Verzweifelte droht, sich das Leben zu nehmen. Mascha müsste bei ihr sein, bei ihren Geschwistern. Aber sie kann nicht. Panik, Verzweiflung, Einsamkeit. Sie, die gehofft hatte, in Europa wieder heimisch werden zu können, muss feststellen, dass Heimat für sie nirgendwo mehr ist. Und wenn es einen Ort für sie noch gibt, an den sie zurückkehren kann, wo sie sich geborgen fühlt, dann ist das New York, wo ihr Chemjo und ihr Sohn Steven sind. New York. „Ich muss schleunigst heim zu Dir und Steven“, schreibt sie ihrem Mann. „Ich habe eine Art Panik. Ich komme heim.“ Sie lässt zwei Koffer in Europa und fährt über den Atlantik zurück, mit leicht-

tem Gepäck. Italien war ihr ein kurzer Traum. Heimaten hat sie viele gehabt und wird noch weitere haben. Aber keine wird ihr Halt geben, in keiner wird sie Wurzeln schlagen. Chrzanów, Frankfurt, Marburg, Berlin, New York, am Ende noch Jerusalem und Zürich. Ein Leben auf der Flucht. Jetzt wieder auf dem Atlantik, allein. Das Totengebet, das sie auf ihren Vater dichtete, endet so:

„Viel Küsten dein Schiff umkreiste, Du warst in der Menge allein. Ein Wort hier und da, Doch das meiste Schweigst du in dich hinein. Nun schläfst du in Kanaans Erde. ... Das hättest du erreicht Der Himmel und zwei Fußbreite Erde. O, werde sie dir leicht ...“

Am Trevi-Brunnen hatte sie, wie alle Touristen vor und nach ihr, Münzen hineingeworfen, in der stillen Hoffnung, eines Tages zurückzukehren, mit Chemjo, mit Steven. „Ob ich nach Rom wiederkomme, weiß ich nicht“, schrieb sie daraufhin gleich nach New York. Sie, die so wild entschlossen an Zauber und Wunder aller Art zu glauben bereit war, begegnete der Trevi-Magie eher skeptisch. Und sie hatte Recht. Mascha Kaléko hat Italien nicht wiedergesehen. Es blieb – ein sonniger, heimlicher, kindlicher Traum für ein paar Tage im Herbst des magischen Jahres 1956.

Volker Weidermann, ehemaliger Gastgeber des Literarischen Quartetts im ZDF, ist Kulturkorrespondent der ZEIT und Autor zahlreicher Bücher. Sein neuestes Buch „Wenn ich eine Wolke wäre – Mascha Kaléko und die Reise ihres Lebens“ erschien 2025 bei Kiepenheuer und Witsch.

Er wählte eine einfache Wohnung neben der offiziellen Residenz, schaffte die roten Prada-Schuhe ab und befreite sich von allen Insignien der Macht. Trotzdem lobte er die Freude des Lebens: „Der Wein ist ein Geschenk Gottes, das Freude gibt“.

Seine Assistenten versuchten verzweifelt, ihn entsprechend seines Status zu kleiden, doch irgendetwas war immer schief: Das Weißkappchen saß schief auf dem päpstlichen Haupte, die Ornamente hingen am falschen Platz und die abgetragenen Schuhe stachen ins Auge. Aber sie brachten ihn weit, bis nach Lesbos und Marseille (nie nach Paris), immer dahin, wo es brannte. Er erhob seine Stimme gegen Netanjahu, Putin und Trump und fand gleichsam die Zeit, unangemeldet an der Tür der einfachen Römer zu klingeln. „Wer ist da?“ – „Ich bin es, der Paps!“ antwortete er. „Ja, und ich bin die Königin von England“, erwiderte die alte Frau: Stimme hinter der verschlossenen Tür, bis sie überzeugt werden konnte und vor dem Papst auf die Knie fiel.

Zu seinem Optiker fuhr er im FIAT 500 und auch seine letzte Reise in die Basilika Santa Maria Maggiore ließ er einfach gestalten: Ein unauffälliger Sarg aus Fichtenholz, während im Hintergrund die Kardinaläle schon um den nächsten Papst feilschten.

Derselben Generation gehörte ein Mailänder an, der die Modewelt in ihren Grundfesten erschüt-

terte und einen neuen, puristischen Stil etablierte. Giorgio Armani, 1935 in der flachen Ebene der Lombardei geboren, schuf eine nüchterne, lineare Mode, die die Mentalität seiner Heimat widerspiegelte. „Greige“ wurde seine Lieblingsfarbe genannt, eine Mischung aus grau und beige. Perfekte Schnitte, ausgeglichene Proportionen, figurbont aus noblen Materialien.

„Gute Arbeit kann weit bringen“, sagte Armani, als er für sein Lebenswerk an der Cattolica Universität in Mailand mit einem Ehrendoktor geehrt wurde. Berühmt wurde der Designer über Nacht, als er 1980 den jungen Richard Gere in „American Gigolo“ komplett ausstaffierte. Eigentlich hatte er die Kollektion für John Travolta gefertigt, der für die Hauptrolle vorgesehen war, aber kurzfristig absagte und durch den wesentlich schwächeren Richard Gere ersetzt wurde. In einer Nacht designte Armani die komplette Kollektion neu und aus Giorgio who? wurde The King. Der Mythos der italienischen Mode war geboren.

Seinem leisen Stil blieb er treu: „Die Mode geht, der Stil bleibt“, pflegte er zu sagen. Er war der Erste, der ins Atelier kam und der Letzte, der das Licht ausmachte. Begraben ist Giorgio Armani auf einem kleinen Hügel in Rivaltà, seinem Geburtsort. Nicht weit entfernt seine Liebestrattoria „Da Falco“, die bäuerliche Küche kredenzt: Anolini in Kapauenbrühe und Tortelli mit Ricotta und Spinat waren seine Lieblingsspeisen.

Stefania Canali

Der Lido von Venedig Ein Spaziergang von der Vergangenheit in die Gegenwart von Franz Zelger



Das ikonische Grand Hotel Excelsior auf dem Lido, 1907 von Giovanni Sardi im maurischen und byzantinischen Stil erbaut

Luxus, Belle Époque, Dolce Vita – das kommt einem spontan in den Sinn, wenn vom Lido von Venedig die Rede ist. Die der Serenissima vorgelagerte schmale, langgestreckte Insel entlockte sich im 19. Jahrhundert zum Seebad mit glamourösen Hotels, die ihre mondäne Aura bis heute bewahrt haben. Begonnen hatte die touristische Entwicklung damit, dass seit 1882 Vaporetti von San Zaccaria zum Lido führen und die Insel bald danach mit Elektrizität und einer Wasserleitung versorgt wurde. Heute treffen sich hier der Geldadel und der internationale Jet-Set, vor allem während des Filmfestivals Anfang September. Erstmals fand dieses Ereignis 1932 auf der Terrasse des 1908 eröffneten Luxushotels Excelsior statt, eines architektonischen Konglomerats von maurischen, mittelalterlichen und venezianisch-byzantinischen Elementen. Hier logierten Persönlichkeiten wie Sir Winston Churchill, der Herzog und die Herzogin von Windsor, der Literatur-Nobelpreisträger John Steinbeck sowie zahlreiche Filmstars. An der Marconi-Promenade, dem Lungomare, wo sich der Palazzo del Cinema und der Palazzo del Casinò, Wahrzeichen der Internationalen Filmfestspiele, befinden, erinnert das seit 2010 geschlossene Hotel Des Bains an glanzvolle Zeiten. Bei seiner Eröffnung 1900 war es das modernste Haus am Platz, ausgestattet mit Strom- und Trinkwasserversorgung, Aufzügen, Kühlschränken, Telefon und Zimmern mit eigenen Bädern. Die Fassade des Mittelbaus nimmt auf Palladio Bezug. Im Des Bains ließ sich Thomas Mann zu seiner Novelle «Tod in Venedig» inspirieren. Den gleichnamigen Film drehte Luchino Visconti 1971 in eben diesem Hotel und in den Bagni Alberoni. Im Des Bains starb 1929 der große russische Ballettimpresario Sergei Pawlowitsch Diaghilew. Trotz Versuchen, das Des Bains wieder zu beleben, etwa durch den Einbau

von Luxusapartments, dämmert das Baumomniment weiter vor sich hin. In Betrieb hingegen ist das 1907 eröffnete und 2007 restaurierte Gran Hotel Ausonia Hungaria im Inneren der Insel. Es hat sich aus einer zweistöckigen Villa zu einem monumentalen Juwel des Jugendstils entwickelt. Einzigartig ist die vom Keramiker Luigi Fabris gestaltete, 700 Quadratmeter große Majolika-Fassade mit Pflanzenmotiven und Figuren. Der Name Ausonia Hungaria verbindet Italien mit Ungarn und zeigt an, dass man ursprünglich vor allem Gäste aus dem ungarischen Teil der Donaumonarchie ansprechen wollte. Gleichzeitig mit den Luxushotels entstanden auf dem Lido private Sommerresidenzen. Damals verlegten wohlhabende Venezianer ihre Feriensitze vom Festland auf die Insel. Cafés, Restaurants und Geschäfte säumten den etwa 700 Meter langen Boulevard der Insel, den Gran Viale Santa Maria Elisabetta, der von der Lagune zum offenen Meer führt. Wenn der Lido von Venedig gerne als «Goldene Insel» bezeichnet wird, so trifft dies nur auf ein Teilgebiet zu. Zum Spektrum des Eilands gehören auch weniger bekannte, gleichwohl erstrangige Sehenswürdigkeiten, Kunstdenkmäler mit langer Tradition sowie eine Vielzahl von Naturschönheiten: einsame Strände, Dünen, Pinien- und Kiefernwälder, Naturschutzgebiete mit reicher Vegetation, wo Zugvögel und geschützte Arten wie die Zwergseeschwalbe nisten. Radfahrer, Segler und Ruderer schätzen diese Naturszenarien. Allerdings verkehren auf der 11 Kilometer langen Insel auch Autos und Busse.



Wer mit dem Vaporetto von Sant'Elena über die Lagune zum Lido fährt, dem sticht als Erstes ein kreisrunder Bau ins Auge. Dabei handelt es sich um die Votivkirche Santa Maria Immacolata. Ihre Errichtung verdankt sie einem Gelübde des Patriarchen von Venedig, der 1916 gelobte, der Mutter Gottes eine Kirche zu erbauen, wenn Venedig den damals tobenden Weltkrieg unversehrt überstehen sollte. Heute ruhen in der Krypta des erst 1937 fertiggestellten Gotteshauses die sterblichen Überreste von mehreren Tausend Soldaten aus den beiden Weltkriegen. In unmittelbarer Nähe, am Piazzale Santa Maria Elisabetta mit der gleichnamigen Kirche, befindet sich die Anlegestelle der Vaporetti. Bis ins 19. Jahrhundert zählte der Lido nur wenige Bewohner. Um die Kirche Maria Elisabetta entstand ein Dorf, das sich unter dem Namen Lido zum Hauptort des Eilands entwickelte. 1883 wurde es von der Serenissima eingemeindet, zusammen mit Alberoni im Süden und dem schon in der Römerzeit besiedelten Malamocco. Letzteres war einst der Hafen von Padua und lange Zeit die einzige Siedlung auf der Insel. Hier residierte auch der Doge, ehe sein Sitz im 9. Jahrhundert nach Rialto, in das heutige Venedig verlegt wurde. In Malamocco gibt es noch immer Gemüsegärten, in denen unter anderem Artischocken von bester Qualität

wachsen. Das nahe gelegene Gebiet von Alberoni ist vor allem bei Urlaubern beliebt. Neben den Bagni Alberoni, wo Visconti die Außenaufnahmen zum «Tod in Venedig» drehte, steht Sportliebhabern ein 18-Loch-Golfplatz zur Verfügung. Der nördlichste Teil der Insel heißt San Nicolò. Er umfasst ein Naturschutzgebiet mit Kiefernwald, das sich bis zu den Badestränden erstreckt, und bietet zauberhafte Ausblicke auf Venedig. Der Ort verdankt seinen Namen einer Kirche aus dem 11. Jahrhundert, wobei die ursprünglichen Bauten in späteren Jahrhunderten neu errichtet und vergrößert wurden. Das zugehörige Kloster ist heute Sitz des Global Campus of Human Rights. An einer Wand neben dem Kirchenportal ist als Zeugnis des ersten Baus das Fragment eines Bodenmosaiks zu sehen. Es zeigt einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Die Nikolaus-Kirche verwahrt auch einen Teil der Reliquien des Heiligen von Bari.

Unweit der Kirche San Nicolò trifft man auf eine Sehenswürdigkeit ganz anderer Art, den Aeroporto Giovanni Nicelli. Er gilt als der älteste zivile Flughafen Italiens und als einer der schönsten der Welt. Als Aeroporto Venezia San Nicolò 1915 für militärische Zwecke gebaut, diente er später dem Warentransport per Luftfracht. Er wurde nach dem Jagdflieger Giovanni Nicelli umbenannt, der 1918

mit 24 Jahren starb, nachdem sein Flugzeug in der Luft in zwei Teile zerbrochen war. 1926 wurde der nur über eine Graspiste verfügende Aeroporto für den zivilen Luftverkehr geöffnet. Der erste Linienflug bediente die Strecke Klagenfurt/Wien. Mit dem 1935 in Betrieb genommenen Passagierterminal entstand ein Architekturjuwel, das internationalen Bewunderung fand. Guglielmo Sansoni, unter dem Künstlernamen Tato bekannt, schmückte die Hallen mit Gemälden zum Thema Luftfahrt, während der Architekt Mario Emmer auch die Gestaltung der Bartheke und die Dekoration des Restaurants vorgegab. So entstand ein hochkarätiges, dank sorgfältiger Restaurierung im ursprünglichen Zustand erhaltenes Art-Deco-Ensemble mit eleganten Innenräumen, Gärten und Außenterrassen, würdig der Stars, die bis zur Eröffnung des Flughafens Marco Polo im Jahr 1960 zum Besuch des Filmfestivals direkt auf dem Lido landen und neben der Abfertigungshalle in Motorboote umsteigen konnten. Heute wird der Flughafen Nicelli vom Aeroclub Venedig betrieben und kann für private Events gemietet werden. Im Areal von San Nicolò befindet sich auch der geschichtsträchtige Jüdische Friedhof. Das Grundstück war 1389 von der Stadtrepublik der ansässigen jüdischen Gemeinde zugesprochen worden und wurde bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts genutzt. Die Grabsteine zeugen vom Leben und Wirken von Kaufleuten, Rabbinern und Ärzten. Im Laufe der Jahrhunderte war der Friedhof durch Erosion, Verwitterung und Kriegsschäden zunehmend dem Verfall ausgesetzt. Als er in der Zeit des Faschismus 1938 endgültig geschlossen wurde, war vom ursprünglichen Areal nur noch die Hälfte übrig. 1999 begann dann ein öffentliches und privaten Mitteln finanziertes Restaurierungsprojekt, dank dem inzwischen über 1000 Grabsteine aus dem 16. bis 18. Jahrhundert wiederhergestellt und katalogisiert werden konnten. So führt ein Rundgang auf dem Lido auch zu einem Ort der Erinnerung an jene immer wieder verfolgten Einwohner Venedigs, die das Leben der Stadtrepublik während Jahrhunderten mitgeprägt und zu deren wirtschaftlichem Gedeihen beigetragen haben. Im Winter gehört der Lido den Einheimischen. Am Lungomare G. D'Annunzio, wo im Sommer auf dem langen Sandstrand die Liegen und Sonnenschirme dicht an dicht stehen, trifft man vereinzelt Spaziergänger mit ihren Hunden, Unentwegte wagen sich auch bei kalten Temperaturen ins Wasser, ein Afrikaner mit einem Bündel bunter Schals auf den Schultern sucht geduldig, doch meist vergeblich, nach Kundschaft, unter den Füßen der einsamen Wanderer knirschen die zerbrechenden Muscheln, die vom Meer unaufhörlich angeschwemmt, aber zu dieser Jahreszeit von niemandem weggeräumt werden. Am Horizont sieht man keine Ausflugsboote, nur eine Kolonne von Frachtschiffen. Für Ruhesuchende ist das die beste Zeit, den Lido zu erkunden.



De Gustibus & Cinecittà



Filmszene aus Signore & Signori von Pietro Germi, 1966

Es gibt ein Dessert in Italien, das berühmter ist als alle anderen. Man findet es in jedem italienischen Restaurant, und wenn man irgendwo auf der Welt danach sucht, hat man gute Chancen, es zu finden. Es ist ein Dessert, das Kinder ein wenig erwachsen fühlen lässt, weil Kaffee darin ist, und Erwachsene wieder zu Kindern macht, so dass sie am liebsten den Teller abschlecken würden. Die Rede ist natürlich vom ... Tiramisu! So populär das Tiramisu ist, so unsicher ist seine Entstehungsgeschichte. Eigentlich wissen wir nur zwei Dinge: dass es ein modernes Dessert ist, wahrscheinlich aus den Sechzigerjahren – Pellegrino Artusi erwähnt es mit keinem Wort in seiner Bibel der Kochbücher *La scienza in cucina e l'arte di mangiar bene* – und dass es wohl zum ersten Mal

in den ersten Szene sitzt eine Gruppe gut situierten Männer am üblichen Tisch ihres Stammcafés. Sie plaudern, blicken über den großen Platz und kommentieren frei das Leben der Stadt. Sie fühlen sich überlegen, was auch immer sie sagen oder tun, sie kommen immer unbeschadet davon, sie beherrschen die christdemokratische Moral perfekt. Doch hinter der Fassade verbirgt sich eine dunkle Welt – voller Lüge, Betrug und Perversion – die kurz ans Licht kommt und ebenso schnell wieder zugedeckt wird. So ist es beim Tiramisu. So ist es in Treviso. Keine Metapher könnte besser passen. Es kann kein Zufall sein, dass Signori e Signore in den gleichen Jahren, am gleichen Ort wie der Nachtsicht gedreht wurde. Das Leben hinter der Fassade ist eine zehrt süße Stunde. So war es damals, so ist es heute. Damiano Femfert

Wenn ich diesen Film wiedersehe, das Italien der Sechzigerjahre mit seiner wohlgeordneten Provinzidylle, verstehe ich plötzlich das Tiramisu. Da ist die äußere Form: quadratisch, sauber geschichtet, oben eine makellose Schicht Kakaopulver, adrett, beherrscht. Doch kaum taucht man den Löffel ein, ändert sich alles. Die Konsistenz wird weich, beinahe flüssig. Schichten von in Ei, Kaffee und Likör getränkten Biskuits, dazwischen süßer, schwerer Mascarpone. Je tiefer man dringt, desto saftiger wird es. Da ist Unordnung, Überfluss, Leben. So ist es beim Tiramisu. So ist es in Treviso. Keine Metapher könnte besser passen. Es kann kein Zufall sein, dass Signori e Signore in den gleichen Jahren, am gleichen Ort wie der Nachtsicht gedreht wurde. Das Leben hinter der Fassade ist eine zehrt süße Stunde. So war es damals, so ist es heute. Damiano Femfert



Wenn ich diesen Film wiedersehe, das Italien der Sechzigerjahre mit seiner wohlgeordneten Provinzidylle, verstehe ich plötzlich das Tiramisu. Da ist die äußere Form: quadratisch, sauber geschichtet, oben eine makellose Schicht Kakaopulver, adrett, beherrscht. Doch kaum taucht man den Löffel ein, ändert sich alles. Die Konsistenz wird weich, beinahe flüssig. Schichten von in Ei, Kaffee und Likör getränkten Biskuits, dazwischen süßer, schwerer Mascarpone. Je tiefer man dringt, desto saftiger wird es. Da ist Unordnung, Überfluss, Leben. So ist es beim Tiramisu. So ist es in Treviso. Keine Metapher könnte besser passen. Es kann kein Zufall sein, dass Signori e Signore in den gleichen Jahren, am gleichen Ort wie der Nachtsicht gedreht wurde. Das Leben hinter der Fassade ist eine zehrt süße Stunde. So war es damals, so ist es heute. Damiano Femfert



Das klassische italienische Dessert: Tiramisu

Die italienische Küche – Weltkulturerbe

Am 10. Dezember 2025 hat die zwischenstaatliche UNESCO-Kommission die italienische Küche als immaterielles Kulturerbe der Menschheit anerkannt. Dabei geht es nicht um die Produkte oder Rezepte, sondern um die kulturelle und soziale Rolle des Essens im Leben der Italiener: das vertraute, intime und natürliche Verhältnis, das sie zum Essen haben, über das sie ständig sprechen und das sie als Mittel nutzen, um sich selbst, ihre Zugehörigkeit und ihre Geschichte auszudrücken. Diese Anerkennung bedeutet nicht, dass die italienische Küche einzigartig oder unnachahmlich wäre. Dies ist eine Voraussetzung für die Anerkennung materieller Kultur- oder Naturgüter – von den Dolomiten bis zum Kolosseum –, die in ihrer Art weltweit einzigartig sind. Anders verhält es sich bei Traditionen, die für die Liste des immateriellen Kulturerbes vorgeschlagen werden: Sie müssen nicht einzigartig sein. Vielmehr gilt: Je weiter eine Tradition verbreitet ist, je mehr sie in verschiedenen Ländern praktiziert wird und je mehr unterschiedliche Kulturen sie einbezieht, desto besser erfüllt sie die in der Konvention von 2003 festgelegten Kriterien der UNESCO. Genau das liegt der italienischen Küche zugrunde: die Fähigkeit, ständig Impulse und Anregungen aus anderen Kulturen, Ländern und Traditionen aufzunehmen und neu zu interpretieren – und umgekehrt die Fähigkeit, die eigenen Modelle und Erungenschaften immer wieder zu exportieren. Italien (als kulturelle Einheit verstanden) war schon immer so, lange bevor es eine politische

Einheit wurde. Ich glaube, dass dies das wesentliche Merkmal der italienischen Küche ist. Ob es sich von anderen Küchen der Welt „unterscheidet“, weiß ich nicht; sicher aber prägt es sie. Wenn sich dieses Modell auch anderswo wiederfinden lässt, umso besser. Ich glaube, dass die Stärke des bei der UNESCO eingereichten Dossiers in der Unterscheidung zwischen Kultur und Politik sowie in der Betonung der Tatsache liegt, dass „italienische Küche“ nicht „Küche Italiens“ bedeutet, sondern eine Küche, die versteht, der Welt sowohl entgegenzugehen als auch sie aufzunehmen. Wie ein Schwamm: aufnehmen und wieder abgeben, in einer dynamischen Bewegung, die sich über die Jahrhunderte erstreckt hat. Hinter diesem Ansatz steckt eine Botschaft: Eine starke kulturelle Identität – wie jene, die die italienische Küche unbestreitbar auszeichnet – kann auf Inklusion statt auf Abgrenzung beruhen. Sie basiert nicht auf starren Grenzen, sondern auf deren ständiger Überschreitung. Meiner Ansicht nach war dies ein entscheidender Vorteil, der den Weg zur Anerkennung durch die UNESCO gebahnt hat – in einer Perspektive, die weder nationalistisch noch souveränistisch, sondern zutiefst universalistisch ist. Nicht umsonst ist die italienische Küche heute die weltweit am weitesten verbreitete und begehrteste. Die Anerkennung durch die UNESCO wird eine sorgfältige Pflege dieses Erbes erfordern:

der Gebiete, die es ermöglichen, und der Kultur, die ihm zugrunde liegt. Es wird daher notwendig sein, die Italiener – vor allem die Jüngeren – dafür zu sensibilisieren, die Liebe, die wir der Küche als kollektivem Moment des Teilens entgegenbringen, nicht nur zu bewahren, sondern sogar zu verstärken, und das nicht nur im abschließenden Moment des Essens. Die Esskultur beginnt nicht am Tisch, sondern auf den Feldern, an den Orten, an denen die Lebensmittel erzeugt werden. Sie setzt sich dann in den Stätten der Verarbeitung und der Konservierung fort, und so weiter – der Weg der Nahrung ist sehr lang. Sich um diesen Weg zu kümmern, bedeutet, gegen jene Situationen anzukämpfen, in denen das Essen – weit davon entfernt, ein Ausdruck von Zuneigung und Gemeinschaft zu sein – zur Ausbeutung von Orten und Menschen wird. Was die Küche im engeren Sinne betrifft, möchte ich neben den Dingen, die zu tun sind, auch jene hervorheben, die man besser unterlässt. So sollte man sich etwa nicht der Vorstellung hingeben, dass die Anerkennung der UNESCO in strenge Regeln münden müsse, um unsere Küche zu „normalisieren“, die weder nationalisiert noch souveränisiert, sondern zutiefst universalistisch ist. Nicht umsonst ist die italienische Küche heute die weltweit am weitesten verbreitete und begehrteste. Die Anerkennung durch die UNESCO wird eine sorgfältige Pflege dieses Erbes erfordern:



Das neueste Buch *tutti a tavola* von Massimo Montanari mit Pier Luigi Petrillo ist 2025 bei *editori laterza* erschienen

Der Schwierige, federleicht Guido Cavalcanti als mittelalterlicher Vorläufer von Bob Dylan von Volker Breidecker

Then she opened up a book of poems
And handed it to me
Written by an Italian poet
From the Thirteenth century
And every one of them words rang true
And glowed like burning coal
Pouring off of every page
Like it was written in my soul
From me to you
Tangled up in blue.

Bob Dylan



Cavalcanti, hier leichtfüßig und springbereit, sitzend auf einem Sarkophag, vor dem Baptisterium San Giovanni in Florenz, 13. Jahrhundert, Illustration aus dem Decamerone VI.9 von Boccaccio.

Einem mittelalterlichen Troubadour gingen die Verse leichter von der Hand als dem Florentiner Guido Cavalcanti (um 1255–1300), so leicht zuweilen, daß sich eine Übersetzung erübrigt, wie für diesen Gedichtanfang: *Fresca rosa novella, / piacente primavera / per prata e per riviera / gaiaente cantando ...* In gleicher Nähe zu Tanz und Gesang bezeichnete Guido seine Versdichtungen als *ballatette* und schickte sie, sich selbst an sie direkt adressierend, auf den Weg oder die Reise zur angebeteten Dame: *va' tu, leggera e piana, / dritt' a la donna mia ...* In diesem Fall allerdings im traurigen Bewußtsein, als ein aus politischen Gründen aus der Heimatstadt Vertriebener „nie wieder in die Toscana heimzufinden“ – außer als Sterbender, der in der Verbannung an der Malaria erkrankt war. Zur Legende wurde dieser Poet nicht erst für moderne Nachfahren wie Ezra Pound, oder für

James Joyce, der seinen Helden Stephen Dedalus auf dem Morgenspaziergang über Cavalcantis Melancholie meditieren ließ; oder wie für Italo Calvino, der Guido zum „Dichter der Leichtigkeit“ schlechthin erklärte; oder wie für Bob Dylan, der sich ob der Schieren Unmöglichkeit erfüllter Liebe mit dem Blues seines mittelalterlichen Vorläufers nahezu ausweglos „in Traurigkeit verstrickt“ wähnt, auch wenn die „Dylanologie“ als Autor jenes geheimnisvoll besungenen „Buchs mit Gedichten eines italienischen Poeten aus dem 13. Jahrhundert“ wohl aus Gründen grö-

berer Prominenz Guidos jüngeren und langlebigeren Freund Dante Alighieri vorziehen. Dabei erfüllt Cavalcanti bei Weitem mehr als Dante die Rolle des grüblerischen Einzelgängers, notorischen Außenseiters und pessimistischen Existenzialisten *avant la lettre*. So hatte ihn bereits der jüngere Landsmann Boccaccio in einem zentralen Kapitel des *Decamerone* (VI.9) verewigt: Auf einem Spaziergang durch die Innenstadt von Florenz, vor dem alten Baptisterium und ursprünglichen *duomo* der Stadt von

einem aggressiven Pulk berittener Patriziersöhne hart bedrängt, schwingt Guido sich leichten Fußes, die Hand auf den schweren Deckel eines von mehreren dort damals noch postierten Marmorsarkophagen gestützt, auf die andere Seite hinüber, ging wieder aufrecht seines Wegs und ließ die düpierten jungen Stutzer verschämt zurück, nicht ohne ihnen noch ein paar herbe, in sarkastische Ironie getränkte Worte nachzurufen. Weil Cavalcanti, wie es auch bei Boccaccio heißt, vermeintlich „epikuraischen“ Ideen anhing – tatsächlich waren es die Lehren des jüdisch-arabischen Philosophen Averroes vom Übergang einer jeden Seele in eine allgemeine Weltseele –, stand er im Ruf der Gottlosigkeit. Deshalb, und weil er jede Kumpanei verachtete, wurde er beim heiligsten Haus der Stadt, dem Leben und Tod gleichermaßen symbolisierenden *domus*, bedrängt und verhöhnt. Die elegante Antwort, die er seinen Widersachern im Sprung gab – „in euerm Hause, meine Herrn, könnt ihr mir sagen, was euch beliebt“ – musste den Ignoranten von einem etwas klügeren unter ihnen eigens erklärt werden: Cavalcanti hatte den Spieß umgedreht, hatte in einem Akt der Autonomie alle Dunkelheit und alle Schwere, die seinem Denken und seiner Dichtung gewöhnlich nachgesagt wurden, abgeworfen und sie in Gestalt der „überwundenen“ Särge an jene abgegeben, die ihn bedrängten: Deren „Haus“ sollten die bleischweren Särge sein, in die man ihre leblosen Körper künftig bestatten würde. Dass der weltgewandte und weitgereiste Dichterphilosoph, als Melancholiker zumal auch um „das Geheimnis der Leichtheit“ (Calvino) wissend, auch ganz anders konnte, zeigt die hier wiedergegebene Pastourlelle provençalischen Stils, ganz in dem Sinne, wie bei Boccaccio zu lesen war: „... *colui che leggerissimo era prese un salto*“ – *un salto amoroso!* Guido Cavalcanti, Sämtliche Gedichte / *Tutte le rime*. Übersetzung von Tobias Eisermann und Wolfriedrich Kopelke. Narr Verlag, 1990.

«In un boschetto trova' pasturella»
In un boschetto trova 'pasturella piu che la stella – bella, al mi' parere.
Cavelli avea biondetti e ricciuelli, e gli occhi pini d' amor, cera rosata; con sua verghetta pasturav' agnelli; [di]scalza, di rugiada era bagnata; cantava come fosse 'namorata; er' adornata – di tutto piacere.
D' amor la saluta ' imantenente e domandai s' avesse compagnia; ed ella mi rispose dolcemente che sola sola per lo bosco gia, e disse: «Sacci, quando l' angel pia, allor disia – l' me' cor drudo avere»
Po' che mi disse di sua condizione per lo bosco augelli audio cantare, fra me stesso diss' 'i: «Or è stagione di questa pasturella gio' pigliare». Merzé le chiesi sol che di baciare ed abbracciar, – se le fosse 'n volere.
Per man mi prese, d' amorosa voglia, e disse che donato m' avea 'l core; menòmmi sott' una freschetta foglia, là do v' i vidi fior' d' ogni colore: e tanto vi sentio gioia e dolore, che l' die d' amore – mi pareo vedere.
«Im Walde traf ich eine Hirtin an»
Im Walde traf ich eine Hirtin an, sie schien mir schöner als das Sternlein.
Ihr Haar war blondgelockt, ihr Auge lachte, dem rosa Wachs gleich ihre feine Haut; Die Schafe mit der Rute sie bewachte, die bloßen Füße waren noch betaut. Sie sang, als hätt' die Liebe sie erschaut, geschmückt mit allem, was uns Lust verspricht.
Der liebe Graß erbot ich ihr sogleich und fragte, ob sie in Gesellschaft hier. Die Stimme war sehr zärtlich und sehr weich, als sie zur Antwort gab: „Wenn im Revier der Vogel zwitschert – ich gesteh' es dir –, verlang' mein Herz den Freund, der es besticht.“
Guido Cavalcanti, Sämtliche Gedichte / *Tutte le rime*. Übersetzung von Tobias Eisermann und Wolfriedrich Kopelke. Narr Verlag, 1990.